Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 78 (2016)
Heft: 2

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rezensionen

Bäschlin, Elisabeth; Mayer, Heike; Hasler, Martin (Hrsg.):
Bern Stadt und Region. Die Entwicklung im Spiegel der Forschung.
Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft Bern, Bd. 64. Bern 2014. 335 S.

24 Autoren behandeln in diesem Band Themen zur Entwicklung von Stadt und Region Bern. Dabei streben die Herausgeber nicht einen vollständigen Überblick an, vielmehr präsentieren sie aktuelle Forschungsergebnisse verschiedener Disziplinen, nicht nur der Geografie. Die Artikel sind nach vier Schwerpunkten gegliedert. Zuerst nehmen die Autoren über die Stadt hinaus auch die umliegenden Gemeinden in den Blick und stellen dabei die Zusammenhänge zwischen Politik, Verwaltung, Privatwirtschaft und Bevölkerungswachstum in den Vordergrund. So werden etwa die Wechselwirkungen mit dem Wohnungsmarkt und dessen Perspektiven analysiert, ebenso Bern und seine Chancen als Kongressstandort oder Verkehrserschliessung und Pendlerströme. In diesen Kontext gehört auch die Ausdehnung der Bevölkerung über die Stadt hinaus, welche die Leser am Beispiel der Region Wohlensee nachvollziehen können.

Der zweite Schwerpunkt ist Bern als Sozialraum gewidmet. Einmal mehr wird die Diskussion um Bern-West aufgenommen, diesmal in einem Beitrag zu den Jugendlichen dieses Gebiets. Bümpliz ist mit Stöckacker und Bethlehem zusammen der Stadtteil mit der grössten Bevölkerung, zudem beträgt der Ausländeranteil 31%. Hier leben tendenziell weniger gut situierte Personen, was bei den Jugendlichen zur Mehrfachbenachteiligung führt (Fremdsprachigkeit, tiefer Sozialstatus, tiefes Einkommen der Eltern). Um mehr über das Selbstbild dieser Jugendlichen zu erfahren, drehten Forscher der Pädagogischen Hochschule Filme zu Themen aus ihrer Lebenswelt. «Hat die Schweizer Bundesstadt ein innovatives Potential?», fragen die Autoren des folgenden Abschnitts. Als Referenz dient Medellin in Kolumbien, das 2013 vom *Urban Land Institute* zur innovativsten Stadt des Jahres gekürt wurde. Grund war die Strategie des «Sozialen Urbanismus», bei der es darum geht, durch gezielte Investitionen in die Infrastruktur unterprivilegierter Quartiere die Stadt insgesamt aufzuwerten. In diesem Zusammenhang steht die Befürchtung, dass die Aufwertung eines Stadtteils durch höhere Wohnungspreise die bisherigen Bewohner vertreibe und eine besser gestellte Bevölkerung anziehe. Aktuell findet diese Debatte zum Berner Lorrainequartier statt. Zentral ist, dass es den Bewohnern gelingt, ihre nicht immer der Marktlogik folgenden Bedürfnisse gegenüber der öffentlichen Hand geltend zu machen, denn nur so kann verhindert werden, dass sich das Quartier sozial entmischt. Die Autoren rekapitulieren die Entwicklung der Lorraine seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, wobei die gestaltende Rolle der Alternativszene speziell betont wird. Den Schluss des zweiten Schwerpunkts bildet ein Beitrag über das *Westside* in Bern-Brünnen. Thematisiert wird vor allem die

soziale Funktion des Einkaufszentrums, unterschieden nach Jugendlichen, Senioren sowie Erwachsenen mit Kindern. Für Jugendliche und Senioren geht es dabei nicht in erster Linie ums Einkaufen, sondern mehr noch um die sozialen Kontakte; Senioren und Erwachsene mit Kindern sind darüber hinaus froh um die Sicherheit, welche der offene und überwachte Raum des Einkaufszentrums bietet.

Den dritten Schwerpunkt bilden drei Beiträge zur Geschichte Berns. Er beginnt damit, dass Armand Baeriswyl den Forschungsstand zur Gründung und zur Gründungslegende aufzeigt. Dabei wird klar, dass die Archäologie die zuverlässigeren Fakten liefern kann als die im Sinn der Berner Führungsschicht erzählte und immer wieder herangezogene Schilderung Justingers. Im folgenden Artikel wird das Spannungsfeld von Denkmalschutz und moderner Architektur in der Altstadt um 1940 diskutiert. Als Beispiele dienen das Casino-Parking, der Neubau des Konservatoriums sowie die Renovationen der Antonierkirche und des Rathauses. Obwohl man sich des Werts der älteren Bausubstanz bewusst war, kam es in allen Fällen zu massiven Eingriffen und Verlusten; strenge denkmalpflegerische Bestimmungen wurden erst später als Folge davon erlassen. Der letzte Artikel des geschichtlichen Teils befasst sich mit alten Zeugen der Verkehrsgeschichte. Die Autoren gehen der *Via Salina* und der *Via Jacobi* nach. Beides waren wichtige Verkehrswege im alten Bern: Über die eine wurde das Salz aus der Franche-Comté importiert, die andere diente den Jakobspilgern auf ihrem Weg nach Santiago.

Der letzte Schwerpunkt ist dem Untergrund gewidmet. Einer der beiden Artikel erklärt die Entstehung der Böden des Berner Mittellandes. Die Topografie im Raum Bern ist stark von der Tatsache geprägt, dass hier der Aare- und der Rhonegletscher zusammenflossen. Die Autoren zeigen, welch komplizierte und vielfältige Vorgänge die Böden in unserer Gegend geprägt haben. Der zweite Artikel geht der Funktion der Oberflächengewässer in der Stadt und für die Stadt nach und zeigt gleichzeitig, wie sich diese geändert hat. Den Bedürfnissen der Bewohner entsprechend werden die Gewässer ganz verschieden genutzt und auch angepasst (Kanäle, Hafenanlagen, Verbauungen etc.). Der Funktions- schliesst sich eine aktuelle Zustandsanalyse der Fliess- und Stillgewässer in Bern an. Die Leserinnen und Leser können sich dabei ein Bild über die vielfältigen Aspekte von Zustand und Nutzung unserer Gewässer machen. Schliesslich werden auch die neuesten Strategien im Umgang mit dem Wasser (Schutzbauten, Renaturierung, Reintegration) vorgestellt.

Die Einblicke in verschiedenste Themen rund um Bern machen das Buch zwar durchaus lebendig. Die Frage sei aber erlaubt, ob die Artikel nicht eine grössere Aufmerksamkeit finden würden, wenn sie in einem jeweils thematisch passenden Kontext publiziert worden wären. Leider wird der inhaltlich gute Eindruck stark dadurch be-

einträchtigt, dass das Buch redaktionell sehr unsorgfältig gemacht ist. Das fängt schon damit an, dass im Inhaltsverzeichnis einer der Schwerpunkte nicht erwähnt wird. Weiter hätte eine Überarbeitung in sprachlicher Hinsicht den Texten gutgetan. Zudem hat es ausgesprochen viele Tipp-, Orthografie- und Grammatikfehler, woran man merkt, dass keine Gesamtredaktion stattgefunden hat. Trotzdem ist das Buch durchaus zur Lektüre zu empfehlen, da es für die behandelten Themen gute und aktuelle Einsichten bietet.

Philipp Stämpfli, Bern

Baumann, Max: «Rauhe Sitten sind nicht Sünde». Schiffer auf der Aare, Reuss, Limmat und Rhein. Schwerarbeiter und Rebellen in vorindustrieller Zeit.
Baden: Hier und Jetzt 2014. 118 S.

Zum wiederholten Mal nimmt sich der Aargauer Historiker Max Baumann der Geschichte der Schifffahrt auf den Flüssen des schweizerischen Mittellandes an. Die vorliegende Publikation, die 2014 als Band 17 in der Reihe *Beiträge zur Aargauer Geschichte* erschienen ist, geht vorerst auf die Bedeutung der Schifffahrt für den frühneuzeitlichen Handel ein. Anschaulich zeigt Baumann auf, welche natürlichen und künstlichen Hindernisse die freie Schifffahrt erschwerten, wie der Transport von Salz, Getreide, einigen weiteren Gütern und von Personen auf den Flüssen organisiert war, welche Mengen transportiert wurden, welche Akteure wieviel verdienen konnten und wer bei allfälligen Schäden haftete.

Den Fokus der Publikation richtet der Autor jedoch auf das Leben und die Arbeitsbedingungen der frühneuzeitlichen Schiffersfamilien, und zwar am Beispiel der Bewohnerinnen und Bewohner der Ortschaft Stilli. Stilli liegt unterhalb des Zusammenflusses von Aare, Reuss und Limmat, war erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts von den Landesherren auf Schenkenberg aus verkehrspolitischen Gründen gegründet worden und ging 1460 an den Staat Bern über. Weil der Boden, der zur Gemeinde gehörte, knapp war, spezialisierten sich die Bewohner auf Gewerbezweige, die mit dem Fluss zu tun hatten: auf den Fährbetrieb, die Fischerei und den Betrieb einer Mühle. Ab Mitte des 17. Jahrhunderts arbeiteten immer mehr Männer aus Stilli als Schiffer, die den Gütertransport flussaufwärts und flussabwärts übernahmen. Ihr Beruf erforderte den Einsatz von viel Körperkraft und ständige Konzentration, denn einige Flusspassagen waren wegen Kiesbänken, Felsen oder Stromschnellen gefährlich und vor allem bei Hochwasser schwierig zu befahren. Zudem veränderten sich die Strömung und damit auch die schiffbaren Rinnen bei jedem Hochwasser.

Gemäss Baumann übertrug sich der ständige Existenzkampf, den die Stiller auf dem Wasser auszufechten hatten, auch auf den Existenzkampf auf festem Boden. Konflikte gingen die Einwohner von Stilli mit viel Kampfbereitschaft an. Sie scheuten keine Prozessgegner, weder das Kloster Königsfelden noch die Stadt Brugg, noch den Staat Bern. Vor Gericht vertraten sie ihre Interessen selber, im Gegensatz zu den Bauern der Umgebung, die jeweils die Unterstützung von Advokaten in Anspruch nahmen. Die Bewohner von Stilli setzten sich beispielsweise energisch ein für ihre Weiderechte in den Nachbargemeinden, für Fischerei- und Fährerechte und für die Existenz ihres Gasthauses. Als Schiffer gerieten sie in Konflikt mit Eigentümern von Flussufern, denn sie waren für den Gegenzug auf intakte Uferwege angewiesen. Untereinander und mit der Konkurrenz aus andern Dörfern und den Städten stritten sich die Stiller Schiffer darum, wer wann welche Transporte übernehmen durfte. Weitere Kontroversen drehten sich um Forderungen nach höheren Löhnen sowie um Zölle und Gebühren, welche die Schiffer zu leisten hatten und zu umgehen versuchten. Um nicht übers Ohr gehauen zu werden, mussten die Schiffer verhandeln, feilschen und die von Staat zu Staat verschiedenen Währungen und unterschiedlichen Gesetzesbestimmungen kennen.

Manche Konflikte verschuldeten die Schiffer selber, weil sie die Grenzen der Legalität nicht nur ausreizten, sondern gelegentlich auch überschritten. Dies zeigt der Autor exemplarisch am Salzfuhrprozess von 1757/58, der sich mit Salzdiebstählen von Stiller Schiffern befasste. Erst durch langwierige Verhöre gelang es dem Landvogt, den Verfehlungen auf die Spur zu kommen, denn die Stiller und ihre Angehörigen verfolgten die Strategie, jeweils nur das zuzugeben, was ihnen nachzuweisen war. Längere, gut in den Text eingebundene Zitate aus den Prozessakten geben einen anschaulichen Einblick in die Verhöre. Überhaupt ist das Buch von Max Baumann unterhaltsam zu lesen. Es führt die Leserinnen und Leser in die Geschichte eines Gewerbes ein, das bis weit ins 19. Jahrhundert für den Handel unentbehrlich war, mit dem Aufbau des Eisenbahnnetzes aber überflüssig wurde. Sehr interessant sind die zahlreichen Abbildungen, die auch bildlich einen Einblick in den heute weitgehend vergessenen Beruf des Flussschiffers und seine mitunter gefährliche Schwerarbeit geben.

Anna Bähler, Bern

Genna-Stalder, Margret; Lambrecht, Lars: Die Patriotische Gesellschaft in Bern und Isaak Iselins Anteil an der europäischen Geschichtsphilosophie.
Forschungen zum Junghegelianismus. Quellenkunde, Umkreisforschung, Theorie, Wirkungsgeschichte. Hrsg. von Konrad Feilchenfeldt und Lars Lambrecht, Bd. 21. Frankfurt am Main: Peter Lang 2015. 333 S.

Das vorliegende Buch enthält zwei Abhandlungen, die unabhängig voneinander entstanden sind. Allerdings stützt sich die zweite – eine «vorläufige Dokumentation» über «Isaak Iselins Anteil an der Gründungsgeschichte der europäischen Geschichtsphilosophie» (S. 129–323) des emeritierten Hamburger Professors Lars Lambrecht – vielfach auf die erste, hat aber ansonsten keinen direkten Bezug zur Geschichte Berns und fällt daher in diesem bernischen Rezensionsorgan nicht weiter in Betracht. Eine Besonderheit ist dagegen der erste Beitrag von Margret Genna-Stalder über *Die Patriotische Gesellschaft in Bern, 1762–1766* (S. 13–128): Es dürfte nicht häufig vorkommen, dass eine studentische Seminararbeit nach über 40 Jahren im Druck erscheint. Die von Ulrich Im Hof 1974 in Auftrag gegebene quellenkundliche Arbeit wurde von ihm selber in seinen Werken wie auch in der nachfolgenden Forschung zur Sozietätsbewegung des 18. Jahrhunderts immer wieder zitiert. Die zeitliche Parallelität des Wirkens der Patriotischen Gesellschaft in Bern und der Abfassung von Isaak Iselins geschichtsphilosophischem Hauptwerk über «Die Geschichte der Menschheit» 1764 in Basel haben die gemeinsame Veröffentlichung der beiden Beiträge nahegelegt. Margret Genna-Stalder hat ihren Text nur geringfügig überarbeitet. Vor allem hat sie die vielen französischen Quellenzitate ins Deutsche übersetzt – wohl weil die Publikation in einer deutschen Reihe erscheint –, nicht aber drei lateinische Textstellen (S. 72).

Die Patriotische Gesellschaft in Bern (auch *Société des Citoyens*) entstand im Umkreis der Helvetischen Gesellschaft, die der Basler Ratsschreiber und Geschichtsphilosoph Isaak Iselin (1728–1782) 1761/62 in Schinznach ins Leben rief. Nachdem Daniel Fellenbergs (1736–1801) Vorschläge für die Ziele dieser bedeutendsten gesamtschweizerischen Gesellschaft offenbar nicht aufgenommen worden waren, gründete er vermutlich Anfang 1762 mit Gleichgesinnten in Bern eine analoge Sozietät, die nach seinen Ideen tätig werden sollte. Ihr Ziel war es, empirisch jene Gesetze für die menschliche Gesellschaft zusammenzutragen, deren Anwendung den Menschen unter den Bedingungen, in denen sie lebten, das grösstmögliche Glück gewährleisten konnte. Nach dem Beispiel ausländischer Akademien sollten jährlich Abhandlungen der Mitglieder publiziert werden sowie die besten Beiträge, die zu jährlich vier Preisausschrei-

ben eingereicht würden. Um die freie Meinungsäusserung zu wahren, gedachte die Gesellschaft im Geheimen zu arbeiten.

Die ersten «unterzeichnenden Mitglieder», welche die Gesellschaft gründeten und leiteten, waren neben Iselin Fellenbergs Professorenkollegen an der Berner Akademie Johann Stapfer (1719–1801) und Samuel Wilhelmi (1730–1796) sowie der Patrizier Vinzenz Bernhard Tscharner (1728–1778). Zwecks überregionaler Vernetzung lud die Gesellschaft berühmte Wissenschaftler und Publizisten aus Grossbritannien, Frankreich, Deutschland, Italien und der Schweiz als «korrespondierende Mitglieder» zur Mitarbeit ein. Doch die Hälfte der Angefragten antwortete gar nicht und nur einer lieferte binnen Jahresfrist eine Abhandlung.

Die Vorstösse der Berner, ihre Gesellschaft mit der Helvetischen Gesellschaft zu vereinen, scheiterten an deren Unwillen, sich auf eine akademisch-gelehrte Zweckbestimmung festlegen zu lassen. Die eingegangenen Antworten auf ihre Preisfragen von 1762 und 1763 befriedigten die Patriotische Gesellschaft nicht, sodass sie beide Male je ein Werk auszeichnete, das unabhängig davon entstanden war. Im zweiten Fall erregte sie mit der epochemachenden Schrift des italienischen Aufklärers Cesare Beccaria *Dei delitti e delle pene* (1764), in welcher er sich gegen Todesstrafe und Folter wandte, europaweites Aufsehen. Jedoch kurze Zeit später hörte ihre Tätigkeit auf. Die bernische Regierung bekundete 1766 ihr Misstrauen gegenüber bestehenden Sozietäten, die sie als gefährliche Sammelbecken kritischer Geister betrachtete. Offenbar infolge einer obrigkeitlichen Intervention wurde die Patriotische Gesellschaft aufgelöst.

Die Monografie von Margret Genna-Stalder ist intensiv aus den Quellen erarbeitet, hauptsächlich aufgrund der Briefe Fellenbergs an Iselin sowie weiterer Briefwechsel und Dokumente in der Burgerbibliothek Bern respektive aus dem Isaak-Iselin-Archiv im Staatsarchiv Basel-Stadt. Hinzu kommen gedruckte Briefwechsel und zeitgenössische Schriften nebst der damals vorhandenen einschlägigen Sekundärliteratur. Dank der seriösen Arbeitsweise hat die Darstellung über all die Jahrzehnte hinweg ihren Wert behalten als Beitrag über eine «Gesellschaft, gegründet von intellektuellen, kritischen jungen Patriziern in der Schweiz des 18. Jahrhunderts, der nur eine kurze Blütezeit beschieden war, weil ihr Ziel hochgesteckt und politisch brisant war» (S. 18).

Emil Erne, Bern

Germann, Georg (Hrsg.): Das Multitalent Philipp Gosset 1838–1911. Alpinist, Gletscherforscher, Ingenieur, Landschaftsgärtner und Topograf.
Baden: Hier und Jetzt 2014. 240 S.

Philipp Gosset war, wie im Titel angegeben, ein Multitalent: Alpinist, Gletscherforscher, Topograf, Eisenbahningenieur, Stadtplaner und Leiter einer Baumschule. Es war naheliegend, für den vorliegenden Sammelband Spezialisten für die Geschichte dieser Fachgebiete zusammenzubringen. Der Aufbau folgt in etwa dem einer klassischen Biografie. Die Beiträge der fünf Autoren sind auf neun Kapitel verteilt. Ihnen schliesst sich ein Nachtrag zu kürzlich aufgefundenen Unterlagen der Familie Gosset an. Abgerundet wird der Band durch Abkürzungsliste, Bildnachweis, Zusammenstellung der bekannten Publikationen Gossets, Zeittafel zu seinem Leben und Personenregister. Leserfreundlich ist die Verwendung von Fussnoten, die neben Belegfunktionen auch zur genaueren Diskussion einzelner Sachverhalte Verwendung finden. Gut ausgewählte, teils farbige Abbildungen, auf die zusätzlich in Randvermerken verwiesen wird, tragen zur ansprechenden wie seriösen Erscheinung des Buches bei. Einzig der vergleichsweise dünne Pappeinband ist der Aufmachung des Buches etwas abträglich.

Georg Germann leuchtet im ersten Kapitel die Herkunft und Jugend Philipp Gossets aus, wobei er auch die Frage der verfügbaren Quellen knapp reflektiert. Gerne hätte man etwas mehr zum Hintergrund von Gossets Familie erfahren, die von der Kanalinsel Jersey stammte. Im zweiten Kapitel befasst sich Germann mit Gossets Beziehungen innerhalb der Berner Gesellschaft. Dabei erfahren wir, dass sich Philipp Gosset nach dem Tod seiner ersten Frau 1905 erneut verlobte. Aus diesem Anlass schrieb Gosset einem langjährigen Freund, seine Verlobte sei verwitwet. Auf der folgenden Seite erfahren wir jedoch, dass sie geschieden war. Germann kommentiert dies nicht weiter. Hier hätte sich Gelegenheit geboten, Geschlechterrollen, Konventionen und Moralvorstellung sowie Gossets Haltung dazu in den Blick zu nehmen. Klagte er doch bei anderer Gelegenheit, in Bern nur selten Personen zu treffen, die andere als «sehr bourgeoise Ideen» vom Leben hätten (S. 47).

Mit Philipp Gosset als Alpinist setzt sich Quirinus Reichen im dritten Kapitel auseinander. Gossets grosse Zeit als Bergsteiger lag in den 1860er-Jahren. Beim 1864 unternommenen Versuch der winterlichen Besteigung des Haut de Cry wurde die Gruppe um Gosset von einer Lawine erfasst. Einer seiner Freunde und der prominente Bergführer Johann Benet (auch: Bennen) kamen ums Leben. Gosset wurde vom Bergführer Frédéric Rebot (nicht Robot wie im Beitrag angegeben) gerettet. Darauf publizierte Gosset einen Aufsatz, in dem er sein Erlebnis schilderte und mit physikalischen Über-

legungen verband, was ihm den Ruf als Lawinen-Experte einbrachte. Von drei weiteren, durch Veröffentlichungen fassbaren Unternehmungen sei nur die Untersuchung des Märjelensees erwähnt. Interessant wäre es gewesen, zu erfahren, ob Gosset auf die Arbeiten vorangehender Gletscherforscher Bezug nahm. Louis Agassiz etwa diente der See als Vergleichsobjekt zu den sogenannten Parallel Roads von Glen Roy, Uferlinien eines eiszeitlichen Gletschersees in Schottland. Reichens Aussage, Gossets Eintrittsdatum in den SAC sei nicht bekannt, ist mit Blick auf Rickenbachers Beitrag (S. 115) zu korrigieren.

Martin Rickenbacher bietet im vierten Kapitel einen gründlich recherchierten Überblick der vielseitigen Tätigkeit Gossets als Mitarbeiter des Eidgenössischen Stabsbüros. Hier soll nur die Mitarbeit an verschiedenen Kartenblättern der revidierten Ausgabe des Topographischen Atlas und bei Tiefensondierungen in verschiedenen Schweizer Seen genannt werden.

Im folgenden fünften Kapitel befasst sich Rickenbacher mit der Vermessung des Rhonegletschers, die gemeinhin als Hauptwerk Gossets gilt. Dabei zeichnet er dessen Zerwürfnis mit seinen Auftraggebern, begünstigt durch unklare Anweisungen, Kostenüberschreitungen und den übersteigerten Gerechtigkeitssinn Gossets nach. Dieser vermochte Kränkungen nicht zu überwinden, musste sich zeitweilig in psychiatrische Behandlung begeben und schied schlussendlich aus dem Dienst des Topographischen Büros aus. Zu relativieren dürfte Rickenbachers Einschätzung sein, 1874 hätten erst wenige Spezialisten gewagt, im Hochgebirge zu fotografieren (S. 128). Schon seit Mitte der 1840er-Jahre machten diverse französische Fotografen Aufnahmen in den Hochalpen. Wie Rickenbacher zutreffend bemerkt, gerieten Gletscher nach der Auswanderung von Louis Agassiz aus dem Blickfeld Schweizer Forscher. Der elsässische Fabrikant Daniel Dollfus Ausset (1797–1870) führt die von Agassiz begonnenen glaziologischen Beobachtungen jedoch bis in die zweite Hälfte der 1860er-Jahre fort. Vermutlich wollte Eugène Rambert mit dem 1868 unterbreiteten Vorschlag einer systematischen, wissenschaftlichen Gletscherforschung durch den SAC daran anknüpfen.

Steffen Osoegawa geht im sechsten Kapitel der Geschichte der *Canadischen Baumschule* nach. Ein Motiv für die Gründung der Baumschule nennt er nicht, in ihren Anfangsjahren habe es sich eher um einen Versuchsbetrieb gehandelt. Gosset sei nie auf Einkünfte aus dem Baumschulbetrieb angewiesen gewesen. Da es ihm vermutlich nicht standesgemäss erschienen sei, hätte er sich vom Kreis der Berner Handelsgärtner ferngehalten. Dagegen habe er zeitweilig erfolgreich versucht, durch direkte Kontaktnahme mit Magistraten Aufträge zu akquirieren. In späteren Jahren suchte Philipp Gosset nach einem Schweizer Gartenstil. Nach Osoegawas Einschätzung hätten ihn die Liebe zur Alpenwelt und seine Begeisterung für das Mittelalter zum helvetischen Alpengarten ge-

führt. Als dessen Merkmale nannte Gosset allerdings nur alpine Pflanzen und Findlinge. Plausibel erscheint Osoegawas Deutung, der vom Mittelalter faszinierte Gosset habe in seinem Landschaftspark in Wabern, den er neben Hecken in Form von Zinnen und Türmen mit Elementen eines Alpengartens gestaltete, nach seinen eigenen Wurzeln gesucht. Anders als von Osoegawa angegeben, knüpfte Gosset mit der Verwendung von Findlingen nicht an eine spezifisch Berner Begeisterung für ortsfremde Felsbrocken an. Vielmehr dürfte die seit den 1860er-Jahren entstandene Findlingsschutzbewegung den Hintergrund bilden. Zu guter Letzt noch ein Flüchtigkeitsfehler: Wilhelm Utess, Gossets Nachfolger als Leiter der Baumschule, starb 1970, nicht 1980.

In einem gemeinsam verfassten Kapitel widmen sich Steffen Osoegawa, Quirinus Reichen und Urs Germann der Beteiligung Gossets bei der Anlage des Gartens des Bernischen Historischen Museums. 1893 erhielt er den Auftrag zur Bepflanzung des Gartens. Bald kam es zu Konflikten mit seinen Auftraggebern. Gosset habe sich gekränkt gefühlt und sei vermutlich in eine Depression gefallen. Schliesslich wurde ihm 1896 der nur teilweise ausgeführte Auftrag entzogen.

Jürg Schweizer befasst sich im achten Kapitel mit Philipp Gossets Tätigkeit als Planer, Gutachter und Zeichner verschiedener Stadterweiterungsprojekte in Bern. Das bedeutendste Vorhaben dürfte Gossets 1864/65 entstandene Planungsstudie für eine zukünftige Kirchfeldüberbauung gewesen sein.

Am Schluss des Buches unternimmt Georg Germann den Versuch, die Persönlichkeit Philipp Gossets zu beschreiben. Doch wie er schon im Vorwort bemerkt, reichen die verfügbaren Quellen nicht, den Charakter Gossets völlig zu erfassen.

Insgesamt präsentiert der gut lesbare Band über Philipp Gosset die Umrisse einer vielfach begabten, sensiblen, gelegentlich auch schwierigen, international vernetzten Persönlichkeit, deren Bedeutung trotz lebenslanger Verwurzelung in Bern über ihre Heimatstadt hinausreicht.

Tobias Krüger, Grafenried

Messerli, Paul; Rey, Lucienne: Die Welt in Bern – Bern in der Welt. 125 Jahre Geographie an der Universität Bern (1886–2011).
Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft Bern, Bd. 63. Bern 2011. 160 S.

Als Autoren zeichnen mit Paul Messerli und Lucienne Rey zwei Personen verantwortlich, welche auf langjährige Tätigkeiten am Geographischen Institut zurückblicken. Die Darstellung der Entstehungsgeschichte des Instituts, der Gründung um 1886 sowie der Anfangs- und Aufbaujahre stützt sich vor allem auf die 1991 erschienene, sehr detaillierte und teilweise quellenbasierte Schrift von Georges Grosjean zum Hundertjahrju-

biläum des Instituts. Nach einem schwungvollen Beginn mit der Berufung deutscher und deutschbaltischer Persönlichkeiten ans Institut, erwähnt sei hier der Eiszeitforscher Eduard Brückner, folgte ein schwieriges Kapitel der Institutsgeschichte, geprägt durch ein angespanntes politisches und gesellschaftliches Umfeld in der Zwischenkriegszeit. Die Schweizer Lehrstuhlinhaber fanden in dieser Phase ungünstige Anstellungs- und Arbeitsverhältnisse vor. Die noch sehr starke Verankerung in der Lehrerausbildung band grosse personelle Ressourcen und erlaubte keine Forschungstätigkeiten nach heutigen Massstäben.

Im Zentrum der Publikation steht der Zeitraum nach 1945. Eine «zweite Gründergeneration» mit Persönlichkeiten wie Fritz Gygax, Bruno Messerli, Georges Grosjean und Klaus Aerni leitete ab den 1950er-Jahren eine neue Aufbau- und Wachstumsphase des Instituts ein.

Unter günstigeren (hochschul-)politischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen konnten einerseits ein Ausbau des Lehrangebotes realisiert und andererseits neue Forschungsfelder in der Physischen Geographie und in der Kulturgeographie aufgebaut werden, womit auch längerfristig das Geographische Institut den Anschluss an die internationale Wissenschaft sicherstellen konnte. Neben der traditionell starken Verankerung in der Physischen Geographie wurden unter Georges Grosjean ab den 1960er-Jahren auch die Kultur- und die Wirtschaftsgeographie etabliert und somit die historische Dimension der Geographie stärker integriert. Mit der aufkommenden Raum- und Regionalplanung boten sich neue Forschungsgebiete und eine Erweiterung der Berufsfelder der Absolventen an. Gegenüber der klassischen Unterrichtstätigkeit sind Arbeitsstellen im privaten und halbstaatlichen Sektor wichtiger geworden. Gerade im Bereich der Naturgefahren, Meteorologie, Klimatologie und im Planungsbereich entstanden seit den 1970er-Jahren auch Start-up-Unternehmen aus dem Geographischen Institut heraus.

Ein wichtiger Pfeiler bildete stets die Ausbildung der Sekundar- und Gymnasiallehrer. Mit der Neugründung der Pädagogischen Hochschule 2005 wurde dieser Bereich zwar institutionell verlagert, durch Berufung von Berner Schulgeographen konnte aber eine personelle Kontinuität sichergestellt werden.

Eine grosse Bedeutung für den weiteren Werdegang des Instituts sehen die Autoren im UNESCO-Programm «Mensch und Biosphäre» in den 1970er-Jahren. Als theoretische Grundlage diente dabei ein Modell, welches das natürliche und das sozioökonomische System in einer Untersuchungsregion analysiert und die wechselseitigen Beziehungen untersucht. Im Zeitraum zwischen 1979 und 1986 dienten zwei Untersuchungsregionen in den Schweizer Alpen (Grindelwald und das Aletschgebiet) für die Zusammenarbeit von Forschungsgruppen des Instituts. Dieses Projekt und vor allem

das zugrunde liegende Modell prägten die weitere Arbeit und das Fachverständnis am Institut und führten auch zu Forschungsschwerpunkten in zahlreichen Gebirgsräumen der Welt.

Nach dem altersbedingten Ausscheiden der «zweiten Gründergeneration» in den 1980er- und 1990er-Jahren wurden mit Neubesetzungen neue Schwerpunkte gesetzt, wie beispielsweise in der sozialen und politischen Geographie. Der letzte grosse Schub um 2009 mit fünf weiteren Rücktritten führte zu einer weiteren Anpassung in Forschung und Lehre. Die bildungspolitischen Entwicklungen der letzten 25 Jahre gingen am Geographischen Institut nicht spurlos vorüber. Rückblickend äussern sich die Autoren selbstkritisch zur Umsetzung der Bologna-Reform in der Geographie und sehen auch negative Erscheinungen, wie die hohe Zahl an Prüfungen.

Der Text des Buches wird ergänzt durch ein «Bilderband», welches sich durch die ganze Schrift zieht. Zahlreiche Illustrationen wie Eindrücke von früheren Exkursionen und Lehrveranstaltungen, aber auch Kartenausschnitte und Landschaftsaufnahmen sind gut ausgewählt und kommentiert, andere Abbildungen haben nur wenig Aussagekraft. Erwähnenswert und originell sind die handgezeichneten Schemata und Übersichten – wie beispielsweise die Darstellung der Entwicklung des Fächerangebotes und der Zahl der Studierenden und Dozierenden. Sehr ausführlich dargelegt werden anhand von «zehn Erfolgsgeschichten» die wichtigsten Forschungstätigkeiten und -ergebnisse der einzelnen Forschungsgruppen, wobei dieser Teil für Nichtgeographen inhaltlich etwas anspruchsvoll ist. Die geschichtliche Perspektive der Publikation wird ergänzt durch persönliche Stellungnahmen der Dozierenden in Bezug auf ihre aktuelle und künftige Forschung.

Insgesamt ist eine thematisch sehr breite und reich illustrierte Publikation entstanden, welche nicht nur die eigentliche Institutsgeschichte umfasst, sondern auch in vielseitiger Weise die Bedeutung der Geographie im Dienst der Wissenschaft und Gesellschaft aufzeigt.

Raphael Singeisen, Rohrbach

Niederhäuser, Peter (Hrsg.): Die Grafen von Kyburg. Eine Adelsgeschichte mit Brüchen.
Zürich: Chronos 2015. 224 S.

Peter Niederhäuser nahm das Aussterben des im gesamten heutigen schweizerischen Mittelland begüterten Hochadelsgeschlechts der Grafen von Kyburg-Dillingen vor 750 Jahren zum Anlass, um neuere Forschungen zu dessen Geschichte sowie Beschreibungen der kyburgischen Erinnerungsorte herauszugeben. Seine Absicht war es, dem von

der älteren Geschichtsschreibung seit der Monografie von Carl Brun 1913 gezeichneten «schönen Glanz eines über weite Teile der heutigen Deutschschweiz herrschenden Geschlechts» neue Erkenntnisse der Adelsforschung gegenüberzustellen. Die im reich bebilderten Band versammelten Aufsätze zeichnen denn auch ein eher ernüchterndes Bild einer «letztlich wenig erfolgreichen und wenig durchsetzungsfähigen Adelsfamilie», deren Erinnerung durch die in vieler Hinsicht erfolgreicheren Habsburger überlagert wurde. Graf Rudolf IV. von Habsburg (der spätere König Rudolf I.) riss bis 1273 nicht nur den grössten Teil des sogenannten kyburgischen Erbes an sich, sondern er verstand es auch, sich des «schönenen Glanzes» des um 1112 erstmals in den Schriftquellen auftauchenden Geschlechts zu bemächtigten, indem er 1265 den Titel eines Grafen von Kyburg annahm – einen Titel, den seine Nachfahren aus dem Hause Habsburg-Lothringen bis heute tragen.

Der Band gliedert sich in zwei Teile: Im ersten befassen sich zwölf Beiträge mit den Leitthemen «Herrschaft durch Heirat» (Fabrice Burlet), «Orte der Macht» (Erwin Eugster, Ernst Tremp, Renata Windler) sowie «Erbe und Erinnerung» (Erwin Eugster, Peter Niederhäuser, Rudolf Gamper, Nanina Egli, Ueli Stauffacher). Diese werden ergänzt durch Übersichtsdarstellungen von Thomas Zotz über Hochadel in Südwestdeutschland sowie von Benedikt Zäch über kyburgische Münzprägung im 12. und 13. Jahrhundert. Der zweite Teil beinhaltet zehn kürzere Beiträge, in denen vor allem Fachleute der Archäologie und Bauforschung zu Wort kommen und – so die Intension des Herausgebers – die Lesenden zu einer Reise an die heute noch erlebbaren Örtlichkeiten kyburgischer Herrschaft einladen. Dabei wird allein schon durch Verteilung der Beiträge auf die Leitthemen offensichtlich: «Die Geschichte der Grafen von Kyburg wird von ihrem Ende her geschrieben.»

Eine vergleichsweise gute, in einzelnen Punkten jedoch nicht abschliessend geklärte Überlieferungssituation (Erwin Eugster) kann dementsprechend vor allem für die langwierigen Auseinandersetzungen um das kyburgische Erbe nach dem Tod Graf Hartmanns IV. am 27. November 1264 konstatiert werden. Weitere Kristallisationspunkte für die historiografische Auseinandersetzung mit dem Dynastengeschlecht bilden die im 16. Jahrhundert einsetzende eidgenössische Chronistik von Johannes Stumpf und Aegidius Tschudi (Rudolf Gamper), der sogenannte Kyburger Sarkophag im ehemaligen Zisterzienserkloster Wettingen aus dem 13. Jahrhundert (Renata Windler) sowie die 1027 erstmals erwähnte Stammburg «Chuigeburch», wo 1865 das erste Burgenmuseum der Deutschschweiz eingerichtet wurde (Ueli Stauffacher). Die gut erhaltene Hochadelsburg, die Zürich nach 1424 zum repräsentativen Landvogteisitz ausbaute, gehört bis heute zu den bekanntesten mittelalterlichen Wehranlagen der Schweiz (Werner Wild).

Aus bernischer Sicht bedeutsam war die von Rudolf von Habsburg 1273 arrangierte Heirat der kyburgischen Erbtochter Anna mit dessen Vetter Graf Eberhard von Habsburg-Laufenburg. Aus dieser rein machtpolitisch motivierten «Zweckehe» entstand die burgundische Linie der Grafen von Neu-Kyburg (Peter Niederhäuser). Die spannungsgeladenen, zwischen Unterwerfung und militärischer Konfrontation lavierenden Beziehungen des Grafenhauses zu Bern gehören zu den prägenden Elementen der Stadtgeschichte bis zum Aussterben der Neu-Kyburger zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Für die Berner Bürgerschaft bedeutete der Machtkampf zwischen den rivalisierenden Grafen von Savoyen und Grafen von Kyburg beziehungsweise deren Erben, den Herzögen von Österreich, eine ständige Bedrohung ihrer seit dem Aussterben der Zähringer 1218 errungenen Autonomie. 1384 mussten die hoch verschuldeten Grafen von Neu-Kyburg ihre wichtigsten Herrschaftssitze Burgdorf und Thun schliesslich an die prosperierende Stadt verkaufen. Der Berner Rat wurde damit zum letzten und endgültigen Besitzer des umkämpften kyburgischen Erbes in der Landgrafschaft Burgund, 120 Jahre nach dem Tod Graf Hartmanns IV.

Die von Peter Niederhäuser herausgegebenen Beiträge bieten einen aufschlussreichen und gegenüber der älteren Forschung revidierten Einblick in Herkunft und Geschichte der Grafen von Kyburg-Dillingen und deren historiografisches Nachleben bis in die heutige Zeit. Die insgesamt 15 Autorinnen und Autoren erläutern den Aufstieg und Niedergang des Grafengeschlechts anhand für die Adelsforschung zentraler Fragen wie Verwandtschaftsbeziehungen, Erbschaftsregelungen und -streitigkeiten sowie Etablierung weltlicher und kirchlicher Herrschaftssitze. Sie bereiten dadurch den Weg für eine vergleichende Untersuchung der Kyburger mit anderen Adelsfamilien im oberdeutschen Raum und deren Bedeutung für die Ausbildung spätmittelalterlicher Landesherrschaft. Sie beleuchten aber auch die Problematik der Erforschung eines vor 750 Jahren ausgestorbenen Hochadelsgeschlechts, über das kaum zeitgenössische Quellen oder originale Überreste existieren. Aus Berner Sicht vermisst man zudem einen Beitrag über das Zisterzienserinnenkloster Fraubrunnen, das um 1246 von den beiden Grafen Hartmann IV. und V. von Kyburg zur Konsolidierung ihrer Herrschaft im westlichen Mittelland gestiftet wurde.

Roland Gerber, Bern

Ott, Martin: Salzhandel in der Mitte Europas. Raumorganisation und wirtschaftliche Aussenbeziehungen zwischen Bayern, Schwaben und der Schweiz, 1750–1815.
München: C.H. Beck 2013. 664 S.

Das breit angelegte Werk ist aus einer Habilitationsschrift hervorgegangen und ergänzt die Untersuchungen zu einem Raum, den Günther Beck, einer der aktivsten und profiliertesten Erforscher der europäischen Salzgeschichte, und andere früher bereits bearbeitet haben. Es ergänzt aber nicht nur, es stellt auch neue Fragen.

Das umfangreiche Literaturverzeichnis versammelt alles, was Rang und Namen hat in der Geschichte zum Salz, allerdings auch deshalb, weil zum einen sämtliche Artikel oder Buchausgaben, die in verschiedenen Sprachen erschienen sind, aufgeführt sind und es zum andern Artikel erwähnt, die nicht wirklich ergiebig sind. Kenner der schweizerischen Salzgeschichte entdecken trotz der Fülle an Titeln kaum Neues.

Das Quellenverzeichnis nennt Material aus diversen süddeutschen Städten mit Hauptgewicht auf Bayern und dort wiederum München, aber auch aus Städten benachbarter Räume wie Innsbruck oder Karlsruhe. Gewisse Fragen wurden mit Quellen aus den Archiven in Wien, Berlin und Paris geklärt. Aus der Eidgenossenschaft werden die Staats- oder Landesarchive aus 14 (zählt man die Halbkantone einzeln mit, sind es 16) der 19 Orte genannt, die vor 1815 existierten. Allein Graubünden, Uri und das Tessin fehlen hier. Eine Erklärung dazu gibt es nicht, ausgenommen für Uri. Das ist umso erstaunlicher, als im Text dann die genannten Stände trotzdem dargestellt werden, wie auch die erst später zur Eidgenossenschaft gestossenen Neuenburg und Wallis. Die genannten Zugänge zu den Archivalien der verschiedenen Kantonsarchive sind eine bequeme Hilfe für künftige Forschende. Ott zeigt auch, dass sich in schweizerischen Archiven auch für dieses Thema noch neue Quellen finden lassen.

Den wirtschaftlichen Beziehungen lag natürlich stets die Raumorganisation zugrunde. Damit meint der Autor die Ausgestaltung der Staatlichkeit, angefangen mit der Grenzziehung und weitergeführt mit den Institutionen, die diese wirtschaftlichen Beziehungen wahrnahmen (z.B. eine Salzkammer). Die Arbeit stellt hier neue Aspekte dar, die sonst, jedenfalls in der schweizerischen Forschung, nur summarisch und nur mit Blick auf Quantitäten und Preise präsentiert werden.

Überlagert wurde dieses politische Umfeld von der räumlichen Verteilung der Salzvorkommen. Während Bayern eine herausragende Stellung als Produzent einnahm, waren die Eidgenossen bis ins zweite Drittel des 19. Jahrhunderts ohne wesentliche eigene Salzförderung und also auf Einfuhren angewiesen. Der hier abgesteckte Hand-

lungsraum war in der Frage der Versorgung mit Salz von grossen Disparitäten geprägt und bot sich der Forschung nachgerade an. Zudem fehlte es auch nicht an Konkurrenz zum bayerischen Salz aus den mitteldeutschen Staaten, Lothringen und der Freigrafschaft Burgund sowie aus Österreich.

Im Kapitel II (Topographie des Salzes in der Mitte Europas) wird diese Situation übersichtlich beschrieben. Der Eidgenossenschaft, im Buch beinahe durchwegs als Schweiz bezeichnet, wird hierbei deutlich mehr Raum eingeräumt als dem benachbarten süddeutschen Raum. Begründet ist dieser Akzent mit der dezentralen Organisation der Eidgenossenschaft und der starken Abhängigkeit derselben von Salz aus dem Ausland. Die schwäbischen Gebiete hatten auch eigenes Salz, z.B. aus Schwäbisch Hall. Die zwar nicht unbestrittenen Zahlen von Gern (zitiert in Ott, S. 119) illustrieren den Salzhandel der Eidgenossenschaft im Jahr 1737. Wurden in der Franche-Comté in diesem Jahr ca. 10 000 Fass Salz bezogen, waren es in Bayern und Tirol ca. 12 000 Fass, in Savoyen ca. 4000 Fass, in Lothringen ca. 2800 Fass sowie in Bex in der damaligen bernischen Waadt ca. 4000 Fass.

Der rege Salzhandel mit der Schweiz wird bei Ott nicht allein mit ein paar Zahlen rund um die Einfuhr- und Verbrauchsmengen dargestellt, sondern mit Blick auf die Landwirtschaft, die Demografie und die wirtschaftliche Entwicklung rund um die Protoindustrialisierung. Hier wird der (erfolgreiche) Versuch gewagt, den zunehmenden Verbrauch im 18. Jahrhundert plausibel zu erklären. Und über allem schwebt immer die Frage nach dem diplomatischen Überbau der Handelsbeziehungen, der *Economic Diplomacy* (S. 199). Diese zwischenstaatliche Kommunikation wird im langen Kapitel III (Der Salzhandel zwischen Bayern und der Schweiz in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: Zwischenstaatliche Kommunikation und Raumorganisation) ausgebreitet. Sie bleibt dabei aber nicht in den Amtsstuben stecken, sondern bezieht auch persönliche Ebenen und unternehmerische Aspekte mit ein, etwa Personen oder Institutionen wie den bayerischen Beamten und Salinenoberkommissar Johann Sebastian Clais oder die bernische Salzdirektion unter Johannes Jenner, aber auch andere Akteure aus Fleisch und Blut, die die Geschicke der Zeit mitbestimmt haben.

Die Geschichte des Salzhandels vor 1800 erhält im Kapitel IV (Salzhandel in der Umbruchzeit) eine Fortsetzung bis zu Napoleons Niederlage und zum Wiener Kongress. Hier werden das *Krisenmanagement* (S. 496) dieser Jahre und die Neuorientierung dargestellt, die in den Reformen der bayerischen Administration durch den Kurfürsten Max IV. Joseph bestand, aber etwas später auch in den Erfolgen bei der Suche nach Salz durch den deutschen Salinisten Johann Georg Glenck am linken Rheinufer bei Basel. Letzterer machte die Eidgenossen nach 1836 unabhängig von bayerischem und anderem ausländischem Salz.

Die an der Geschichte des Salzes in der Schweiz Interessierten erhalten mit Martin Otts *Salzhandel in der Mitte Europas* eine dichte und praktisch die ganze Eidgenossenschaft abdeckende Darstellung der Verhältnisse zwischen 1750 und 1815, wie sie nie zuvor geschrieben wurde. Der Fokus liegt nicht so stark auf der bayerischen Seite, wie man glauben könnte, weil doch Bayern vermeintlich der stärkere Teil war und Ott in München lehrt und forscht und die Publikation in der Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte erschien. Die Publikation ist ein Kronjuwel für die Salzforscher im mitteleuropäischen Raum in Bezug auf Recherche nach Quellen und Literatur, Umfang, Detailreichtum und modernen Fragestellungen.

Walter Thut, Muri b. Bern

Rial, Sébastien (dir.): De Nimègue à Java: les soldats suisses au service de la Hollande XVIIe–XXe siècles.
Morges: Château de Morges et ses Musées 2014. 285 S.

Zwischen der Eidgenossenschaft und Holland bestanden in der Neuzeit rege wirtschaftliche, kulturelle, diplomatische und politische Beziehungen. Ein wichtiger Bestandteil dieser Kontakte stellten auch die militärischen Dienste dar, welche Schweizer Söldner für Holland leisteten. Diesem Thema nimmt sich der aus einer im Schloss Morges 2010 durchgeführten Fachtagung hervorgegangene, opulent gestaltete und reich bebilderte Sammelband an.

Obgleich die Eidgenossenschaft und die Niederlande als republikanische Gegenmodelle im frühneuzeitlichen Europa der Monarchien in vielerlei Hinsicht grosse Ähnlichkeiten aufwiesen, waren die Kräfteverhältnisse der beiden Staatsgebilde sehr verschieden. Im Unterschied zu den kleinen eidgenössischen Republiken handelte es sich bei Holland um eine europäische Grossmacht, die als See- und Handelsmacht auch koloniale Ziele verfolgte. Zur militärischen Durchsetzung seiner Interessen in und ausserhalb Europas und zur Abwehr der aggressiven Expansionspolitik Frankreichs griffen die Generalstaaten seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vermehrt auch auf eidgenössische Soldtruppen vorwiegend aus den reformierten Orten zurück. Die Niederlande stellten für die eidgenössischen Offiziersfamilien aus Zürich, Bern oder Graubünden eine valable Alternative zu Frankreich dar, das sich durch die verschlechterten Solddienstbedingungen unter Ludwig XIV. (Freikompanien, Truppenreduktionen) und unter den Reformierten durch die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 als Dienstherr zunehmend unbeliebt machte. Diese Entfremdung gegenüber Frankreich einerseits und die starke konfessionelle Solidarität mit ihren holländischen Glaubensbrüdern andererseits führte dazu, dass in den 1670er-Jahren erste nicht avouierte Truppen

aus der reformierten Eidgenossenschaft nach Holland zogen. In den 1690er-Jahren gelang es dem holländischen Gesandten Petrus Valkenier, mehrere Regimenter anzuwerben und Kapitulationen mit dem Bündner Hercules Capol (1693), mit Zürich (1693) oder mit Bern (1696) abzuschliessen. Weitere Truppen stammten aus Schaffhausen, Neuenburg und Genf. Gegen Ende seiner Mission standen 7 Regimenter, insgesamt 11 200 Mann, in holländischen Diensten. Seine Blütezeit erlangte der holländische Dienst mit 9 Regimentern (20 400 Mann) in der Mitte des 18. Jahrhunderts, nachdem mit Bern 1712 ein Ewiges Bündnis, mit den Drei Bünden 1713 eine Defensivallianz und 1748 mit allen reformierten Orten eine Kapitulation erreicht werden konnte. Die partielle Abwendung der reformierten Orte, die wie Bern aus ihrer Ablehnung gegenüber ihrem traditionellen Allianzpartner Frankreich keinen Hehl machten und an einem Gegengewicht in ihren Aussenbeziehungen interessiert waren, war allerdings nicht unproblematisch. So standen sich im Spanischen Erbfolgekrieg in der Schlacht bei Malplaquet 1709 Schweizer Truppenkontingente feindlich in der französischen bzw. in der holländischen Armee gegenüber. Der Riss zwischen profranzösischen bzw. proholländischen Anhängern verlief bisweilen mitten durch die Familie. Geradezu spektakulär ist in diesem Zusammenhang der Fall der Berner Familie von May, als Gabriel von May in der Schlacht von Malplaquet ein Regiment in holländischen Diensten kommandierte, während Hans Rudolf von May mit seinen Truppen auf französischer Seite kämpfte. Gleichzeitig schaffte der holländische Dienst Karrieremöglichkeiten für begabte Offiziere aus den städtischen Untertanengebieten (wie im Falle Berns etwa der Waadt), denen eine militärische Laufbahn in französischen Diensten versagt blieb, da die höheren Offiziersstellen den Angehörigen der Ratsfamilien vorbehalten waren. Dass aber auch Offiziere aus katholischen Orten in Holland eine glänzende Karriere machen konnten, zeigt das Beispiel des Freiburgers Johann Friedrich von Diesbach. Aus Enttäuschung darüber, dass ihm der Rang des Obersten in französischen Diensten verwehrt blieb, wechselte er nach langen Dienstjahren in Frankreich in holländische Dienste, wo er ab 1711 als Oberst ein Regiment befehligte. Als ranghohe Offiziere und Spezialisten (beispielsweise der Marine) beteiligten sich zahlreiche Schweizer an überseeischen Kampagnen, wie etwa der Eroberung Javas und Borneos im 19. Jahrhundert. Diese militärischen Erfahrungen eidgenössischer Offiziere in holländischen Diensten zeitigten einen modernisierenden Effekt auf die kantonalen Heeresverfassungen. Von diesem Transfer militärischen Wissens profitierte insbesondere Bern während des Zweiten Villmergerkriegs 1712. Die siegreichen Berner Kommandanten Jean de Sacconay und Niklaus Tscharner dienten beide sowohl in Frankreich als auch in Holland.

Die in diesem Sammelband auf Französisch, Englisch und Deutsch verfassten Beiträge thematisieren politische, ökonomische, soziale und kulturelle Aspekte der hollän-

dischen Kriegsdienste. Aber auch klassische militärgeschichtliche Themen (Regimentsgeschichte, Uniformen) kommen ausführlich zur Sprache. Die Qualität der Beiträge variiert allerdings hinsichtlich Aufbau und Gang der Argumentation stark. Gleichwohl ermöglicht der Band auch für ein breiteres Publikum spannende Einblicke in die Solddienstbeziehungen mit Holland und bietet der Forschung mit einer chronologischen Übersicht und vier Anhängen zu Regimentern, Generälen, Kapitulationen und Verträgen sowie den Hundertschweizern ein hilfreiches Arbeitsinstrument.

Philipp Rogger, Bern

Schneider, Markus: Die Surbeks. Victor & Marguerite: Ein Berner Künstlerpaar.
Zürich: Scheidegger & Spiess 2014. 144 S.

Der Maler Victor Surbek (1885–1975) feierte zeitlebens grosse Erfolge, was nicht zuletzt seine aktive Ausstellungsbeteiligung belegt. Bekanntheit erlangte er vor allem durch seine Landschaftsdarstellungen, die unter dem Einfluss Ferdinand Hodlers stehen. Für lange Zeit geriet das Werk des in Zäziwil geborenen Malers dann in Vergessenheit. So ist heute selbst vielen eingefleischten Bernern nicht mehr bekannt, dass die Wandmalerei an der Westfassade des Zytgloggeturms von Surbek stammt. Das Buch von Markus Schneider leistet hier Abhilfe und ruft nicht nur Victor Surbeks Schaffen, sondern auch das seiner Frau Marguerite Frey-Surbek (1886–1981) in Erinnerung.

Der reich bebilderte Band ist in acht knappe Kapitel gegliedert. Die ersten beiden Kapitel sind der künstlerischen Ausbildung der beiden gewidmet: Die gebürtige Jurassierin Marguerite nahm nach dem Besuch der Berner Kunstgewerbeschule Einzelunterricht bei Louis Moilliet und dem damals noch unbekannten Paul Klee. Klee besuchte die Schülerin von 1904 bis 1906 alle zwei Wochen in ihrer Mansarde im Berner Kirchenfeldquartier (1). Victors Eignung zum Maler wurde von keinem Geringeren als Hodler bestätigt. Diesem Urteil konnte denn auch Victors Vater, ein Arzt und zu der Zeit Direktor des Berner Inselspitals, nichts entgegenhalten. Mit neunzehn Jahren ging Victor an die Kunstgewerbeschule in München, um die vielfältigen druckgrafischen Verfahren zu erlernen (2). Nach zwei weiteren Lehrjahren in Karlsruhe reiste er nach Paris, wo er seine spätere Frau Marguerite kennenlernen sollte.

Der Hauptteil des Buches nimmt – und dies zum ersten Mal überhaupt – das Berner Künstlerpaar gemeinsam in den Blick. In sechs Kapiteln zeichnet der Autor wichtige Stationen im Leben des Künstlerpaars nach. Auf die Zeit des Kennenlernens in Paris (3) folgt der für Victor erste grosse Durchbruch: Sein Entwurf mit dem Titel *Beginn der Zeit* gewinnt den prestigeträchtigen Wettbewerb zur Bemalung des Berner

Zytgloggeturms (4). Weitere Akzente setzt der Autor mit der Beschreibung des gemeinsamen Atelierlebens in Iseltwald am Brienzersee (5) und der ausgedehnten Reisen, die das Paar entweder gemeinsam oder getrennt voneinander unternahm. Während es sie allein in die nahe gelegene, einsame Bergwelt lockte, reiste er mit einem Freund, vermutlich dem Künstler Paul Zehnder, ins ferne Tunesien (6). In den beiden letzten Kapiteln stellt der Autor Ereignisse und Begegnungen aus der Zeit während (7) und nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die letzten Lebensjahrzehnte des Ehepaars in den Vordergrund (8).

Wie ein Leitmotiv zieht sich die Frage durch das Buch, wie die Eheleute dem künstlerischen Schaffen und dem Erfolg des anderen jeweils gegenüberstanden. Dass Marguerite, die als Künstlerin hinter ihrem Mann das Nachsehen hatte, dies nicht immer leicht ertrug, erstaunt nicht. Aufschlussreich sind die Ausführungen zum politischen Engagement der Künstlerin. Sie setzte sich für das Frauenstimmrecht ein, war Mitbegründerin der Gesellschaft Schweizer Malerinnen, Bildhauerinnen und Kunstgewerblerinnen (GSMBK), denen der Zutritt zum Männerverein (GSMBA) bis 1972 verwehrt blieb, und eröffnete im Berner Mattequartier einen Hort für verwahrloste Kinder.

Der Autor des Buches ist Journalist und mit einer Grossnichte von Victor Surbek verheiratet. Neben der spärlich vorhandenen Literatur zu den Surbeks nutzte er Briefe, Tagebücher, Tonbandaufzeichnungen sowie mündliche Aussagen von Verwandten und Bekannten der Surbeks als Ausgangsmaterial für seinen Text. Da der Verfasser mit seinem Buch keinen wissenschaftlichen Anspruch erhebt, kann man über den summarischen Nachweis der zitierten Schriftquellen hinwegsehen. Für eine weitere Beschäftigung mit dem Thema wäre jedoch die einzelne Nennung von Standorten und Signaturen hilfreich gewesen, zumal die zitierten Briefe auf verschiedene Institutionen verteilt sind.

Mit Sorgfalt ausgewählt sind die reproduzierten Werke, auf die der Text jeweils Bezug nimmt und die auch kaum bekannte Arbeiten, wie Marguerites Pariser Frauenakt aus dem Jahr 1906, berücksichtigen. Anerkennung gebührt der ansprechenden und originellen Buchgestaltung mit einem herausnehmbaren Skizzenbuch, das einen Querschnitt durch die 62 erhaltenen blauen Hefte mit Skizzen und Studien des Künstlers bietet.

Schneiders Buch richtet sich an eine breite, allgemein an Themen der Kunst- und Kulturgeschichte interessierte Leserschaft. Es liest sich angenehm und flüssig und ermöglicht einen leichten Zugang zum Leben und Wirken des bis anhin zu wenig beachteten Künstlerpaars.

Andrea Arnold, Zürich

Spielmann, Benjamin: Bohren, Feilschen, Politisieren. Der Salzhandel im Kanton Bern im 19. Jahrhundert.
Berner Forschungen zur Regionalgeschichte. Bd. 16. Nordhausen: Traugott Bautz 2013. 170 S.

Benjamin Spielmann beschränkt sich im Titel auf den Salzhandel im 19. Jahrhundert. Er schreibt dann gleichwohl in rund einem Viertel des Textes auch von der Produktion, dem Konsum sowie weiteren Aspekten und weitet seine Darstellung auf die Zeit vor 1800 aus. So liegt nun weit mehr vor, als im Titel versprochen. Es nicht gerade eine umfassende Kulturgeschichte des Salzes, wie sie z.B. Bergier (Die Geschichte vom Salz, 1989) schrieb, aber doch so viel, dass die engere Thematik Salzhandel im Bern des 19. Jahrhunderts gut eingebettet ist und den erwarteten Rahmen sprengt.

Zur Einführung werden im Kapitel 2 Konsum (Gewerbe, chemische Prozesse, Ernährung und Gesundheit), Produktion, Transport und Besteuerung referiert. Auch das Kapitel 3 (*Berner Salzwesen bis zum Untergang des Ancien Régime*) hilft, die Situation des 19. Jahrhunderts besser zu verstehen. Allerdings wünschte man sich eine etwas sorgfältigere geografische Orientierung. Von «Deutschland» kann man 1830 noch nicht sprechen, in Bezug auf Burgund ist zwischen Herzogtum und Freigrafschaft Burgund zu unterscheiden, die Freigrafschaft ist erst burgundischer, dann spanischer und schliesslich französischer Landesteil und die «burgundische Saline von Dieuze» liegt in Lothringen und ist nur unter den Herzögen von Burgund wirklich burgundisch. Mit «Saline Bex» darf man nicht alle Anlagen im Chablais vaudois, im ehemals bernischen Gebiet Aehlen, meinen, denn hier befinden sich Anlagen in Roche, Aigle, Bex und später noch in weiteren Orten. Und Deuchel-Leitungen brauchte es in Bex wohl, aber keine 50 km (S. 35). 50 km lang war am Ende des Ausbaus der Minen die Summe aller Stollen dort, die Saline Bévieux hingegen lag nur zwei Kilometer weg von den Minen Le Bouillet.

Im Kapitel 4 wird für die Zeit nach 1798 das Organisatorische rund um die Versorgung und den Handel thematisiert. Kapitel 5 stellt den Handel mit Frankreich und Kapitel 6 den Handel mit den süddeutschen Staaten Baden, Württemberg und Bayern dar. Zu wünschen wäre hier eine etwas ausführlichere Darstellung; zudem ist es nicht immer einfach zu wissen, wo in der Chronologie man steht, weil immer einmal wieder ein Bogen zurück geschlagen wird. Auf Seite 57 wird zum Jahr 1804 berichtet, einige Zeilen weiter von Salzfaktoreien in Nidau, Wangen, Murgenthal, Burgdorf, Porrentruy und Delémont. Es ist anzunehmen, dass man sich bereits in der Zeit nach 1815 befindet. Dann wird ein Bezug zur Helvetischen Republik gemacht und ein paar weitere Zeilen später ist die Rede vom Jahr 1832. Das Kapitel 6 ist gleichwohl wertvoll, sind doch die

Beziehungen zwischen den eidgenössischen Ständen und den süddeutschen Staaten in Bezug auf Bern weitgehend Forschungsneuland. Ähnliches leistet übrigens Martin Ott mit seinem monumentalen Beitrag zum Salzhandel in der Mitte Europas für die Zeit unmittelbar vor dem Untersuchungszeitraum Spielmanns (siehe Rezension S. 63f.).

Die Stärke des Buches sind die Kapitel 7 bis 10. «Das Schweizer Salz vom Rhein» wurde noch nie in solchem Umfang aufgearbeitet und ist darum von besonderem Interesse über die bernische Geschichte hinaus. Hier wurden auch in grösserem Masse Quellen benutzt und immer wieder Akteure in die Geschichte eingerückt. Damit wird die Rolle Berns als Käufer von Salz bei den ab 1836 südlich und erst einmal auch noch nördlich des Rheins gelegenen Salinen plastisch und detailreich sichtbar gemacht.

Es ist verdankenswert, dass die *Berner Forschungen zur Regionalgeschichte* überhaupt existieren und dass die Einzelbände nicht zu kostspielig ausgestattet sind. Die Frage sei aber erlaubt, ob die wenig sorgfältige Gestaltung dem inhaltlichen Gehalt der Reihe gerecht wird. Aus der Sicht des Verfassers ist es unnötig, so manchen verschiedenen Schrifttyp zu verwenden und Serifenschriften neben andere Schriften zu stellen und zudem mit einem halben Dutzend verschiedener Schriftgrössen und Formatierungen zu arbeiten. Überzeugen sollen die Bände aber schliesslich doch durch ihren Inhalt, und dies tut der Band von Benjamin Spielmann durchaus.

Walter Thut, Muri b. Bern

Stalder, Birgit; Stuber, Martin; Meyrat, Sibylle; Schnyder, Arlette; Kreis, Georg: Von Bernern & Burgern. Tradition und Neuerfindung einer Burgergemeinde.
Baden: Hier und Jetzt 2015. 2 Bde. 863 S.

Noch 2003 galt die Geschichte der Burgergemeinde Bern als aufgearbeitet, weshalb deren Exponenten die neue Stadtgeschichte Berns als alleinige Sache der Einwohnergemeinde deklarierten.[1] 2008 verursachte dann die Publikation einer Dissertation über den Konservatismus der Burgergemeinde einen schweizweiten Medienwirbel.[2] Die «doppelte Empörung» (Georg Kreis, S. 757) betraf einerseits fragwürdige Haltungen von Angehörigen der Burgergemeinde in den 1930er-Jahren und andererseits die Tatsache, dass diese Haltungen in den 1960er-Jahren bei Karrierechancen überhaupt keine Rolle spielten. Auch die Rechtmässigkeit der Vermögensausscheidung zwischen Burger- und Einwohnergemeinde Bern im Jahre 1852 wurde infrage gestellt. Die Burgergemeinde vermochte die Divergenzen zwischen ihrem Selbstbild und den kritischen Fremdbildern nur abzufangen, indem sie die vertiefte Aufarbeitung ihrer Ge-

schichte im 19. und 20. Jahrhundert durch ein burgergemeinde-externes Historikerteam veranlasste. Christophe v. Werdt als Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats legt einleitend diese «Geschichte eines bernischen Bilderstreits» (S. 19) offen dar.

Das vorliegende Werk ist in sieben Kapitel gegliedert, die jeweils ein Thema quasi monografisch durch den ganzen Zeitraum hindurch behandeln – ausgenommen Kapitel VI –, womit sich zwangsläufig gewisse Wiederholungen ergeben, die in den Anmerkungen durch Verweise vermerkt sind. Nur punktuell werden die Zünfte und Gesellschaften berücksichtigt (S. 276, Anm. 349), die als unabhängige öffentlich-rechtliche Personalkorporationen in einem engen, rechtlich aber unklaren Verhältnis zur Burgergemeinde stehen und unterschiedliche Entwicklungen durchmachten. Hingegen werden burgerliche Sachverhalte zum besseren Verständnis immer wieder mit analogen Entwicklungen in der Einwohnergemeinde der Stadt Bern und im Kanton Bern verglichen.

Im ersten Kapitel stellen Birgit Stalder und Martin Stuber die wichtigsten Etappen der institutionellen Entwicklung der Burgergemeinde vom Ancien Régime über die Entstehung des heute noch gültigen Gemeindedualismus von Einwohnergemeinde und Burgergemeinde 1832 bis zur vollständigen Satzungsrevision von 1998 dar. Die Burgergemeinde erscheint dabei als eine Körperschaft, die einerseits ihre Tradition und Traditionen wahrte und andererseits sich wiederholt «neu erfinden» musste, um den Anfechtungen von aussen zu widerstehen und sich veränderten politischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen anzupassen. Ihr Vermögen und die Privilegierung ihrer Mitglieder führten mehrmals zur Forderung nach Abschaffung der Burgergemeinde. Indem sie den Burgernutzen aufhob und sich dem Gemeinwohl in Stadt, Region und Kanton verpflichtete, sowie durch vermehrte Einburgerungen vermochte sie ihre Weiterexistenz zu rechtfertigen und ihre Position zu stabilisieren. Mit dem Verlust an politischer Macht gegenüber der Einwohnergemeinde wurde sie als Oberschichtsphänomen zum Rückzugsort der alten Berner Geschlechter.

Facettenreich analysiert Birgit Stalder im Kapitel II zunächst die Burgerrechtspolitik, worunter die Dringlichkeit, die Anforderungen und das Verfahren der Einburgerung fallen. Es bestand nie ein Anspruch auf das Burgerrecht, aber es konnte – fast ausschliesslich an Männer – für spezielle Verdienste verschenkt werden, beispielsweise an Chirurg Theodor Kocher, Geschichtsprofessor Richard Feller und Bundesrat Friedrich Traugott Wahlen. Aufgrund der Auswertung der abgelehnten Bewerbungen konstruiert die Autorin als Idealtypus des aufzunehmenden Burgers den finanziell abgesicherten, jüngeren und gesunden, mit Bern eng verbundenen Familienvater. Zu den wichtigsten Begründungen der sich um das Burgerrecht Bewerbenden gehörte die «Liebe zu Bern».

Beruflich dominierten die Angehörigen des Bildungs- und Wirtschaftsbürgertums. Vergleiche mit der Einbürgerungspraxis der Einwohnergemeinde seit 1917 relativieren gewisse Befunde als nicht ausschliesslich burgerspezifisch. In den folgenden Abschnitten werden burgerlich-typische Lebensformen und Handlungsweisen behandelt, die sich durch die Verbundenheit mit Berns Geschichte auszeichnen, u.a. der patrizische Habitus, die Wohnungseinrichtung, die Geselligkeit und der Soziolekt. Das Kapitel schliesst mit berühmten Burgerinnen wie Julie Bondeli, Helene v. Mülinen und Madame de Meuron.

Das weitaus umfangreichste dritte Kapitel widmet Martin Stuber dem Grundbesitz der Burgergemeinde und ihrer Bodenpolitik. Hier werden ihre ökonomische Macht und ihr politischer Einfluss in der Stadt Bern zum Thema, das bisher entweder «unkritisch-affirmativ» oder «polemisch-zugespitzt» (S. 282) dargestellt worden ist. Auf einem langen Weg verschafft Stuber den Leserinnen und Lesern eine neuartige und ausgewogene Gesamtschau. Er holt aus bei den Stadtfeldern als Subsistenzgrundlage im Ancien Régime, erörtert Schritt für Schritt den dramatischen Kampf um die Nutzungsrechte 1826–1888 und führt über die Hochbrücken, die erst die Stadterweiterung ermöglichten, und durch den multifunktionalen Stadtwald (Versorgung, Rendite, Erholung) an der Autorennstrecke im Bremgartenwald vorbei schliesslich zum burgerlichen Finanzhaushalt, dem Dreh- und Angelpunkt der burgerlichen Tätigkeiten ebenso wie aller externen Anfeindungen. Als grösste Grundeigentümerin in der Berner Stadtregion war die Burgergemeinde einerseits der Allgemeinheit verpflichtet, musste aber andererseits stets den maximalen Ertrag zur eigenen Existenzsicherung anstreben. Haupteinnahmequelle waren zunächst die burgerlichen Wälder, ab 1950 die Domänen, grösste Ausgabeposten die Museen und die Bibliotheken. Die Bodenpolitik der burgerlichen Liegenschaftsverwaltung bewegte sich «zwischen Gemeinwohl und Rendite» (S. 429); hinsichtlich des Denkmalschutzes produzierte sie «Sündenfälle und Vorzeigeobjekte» (S. 462), als jüngste Beispiele den Abbruch der Kocherhäuser (1993) und die Restaurierung der Felsenburg (2002).

Die Wahrung des historischen Erbes ist das Hauptanliegen burgerlicher Kulturpolitik, die Sibylle Meyrat im Kapitel IV unter die Stichworte Sammeln, Schenken, Fördern subsumiert. Davon profitieren sowohl Institutionen, welche die Burgergemeinde alleine trägt, wie das Naturhistorische Museum, die Burgerbibliothek und das Kultur-Casino, als auch solche, die sie zusammen mit der Einwohnergemeinde und dem Kanton finanziert, wie das Historische Museum und die frühere Stadt- und Universitätsbibliothek. Sibylle Meyrat resümiert Entstehungsgeschichte und Unterbringung dieser Einrichtungen, woraus sich Grundzüge burgerlicher Kulturpolitik ableiten lassen. Ausführlich werden die verschiedenen städtischen Musik- und Gesellschaftshäuser bis hin

zum repräsentativen Casinobau von 1909 dargestellt. Im «Ringen um Geschichte» (S. 586) beanspruchte die Burgergemeinde zur Legitimation ihrer Existenz die «Deutungshoheit der bernischen Geschichte» (S. 588), was bei städtischen Jubiläumsfeiern wie auch bei historischen Vereinen und Publikationen zum Ausdruck kam. In der Frage der rechtmässigen Nachfolge des alten bernischen Stadtstaates entwickelte sich aus der Rivalität zwischen Kanton, Stadt und Burgergemeinde schliesslich ein enges Zusammenwirken.

Die burgerlichen Waisenhäuser und das Burgerspital waren die Aushängeschilder für die burgerliche Sozialpolitik. Ihnen sind vier kommentierte Bildstrecken gewidmet. Dazwischen erörtert Arlette Schnyder im fünften Kapitel die burgerliche Vormundschafts- und Armenpflege in drei ausgewählten Zeiträumen (1888–1898, 1912–1927, 1970–2000), in denen jeweils wesentliche Neuerungen bis hin zu einem professionalisierten Sozialhilfesystem nach allgemeingültigen schweizerischen Grundsätzen erfolgten, wobei allerdings einzelne Bezeichnungen traditionell geblieben sind («Armengut», «Almosner», «Oberwaisenkammer»). Auch wenn die Burgergemeinde primär für die eigenen Mitglieder zuständig bleibt, ist doch allmählich eine Öffnung zu einer aktiveren Rolle in der städtischen Sozialpolitik feststellbar.

Das Kapitel VI weicht sowohl vom Verfasser wie auch vom Inhalt her von den bisherigen Kapiteln ab. Während die übrigen Autorinnen und Autoren grösstenteils jüngere, freischaffende Historiker und Historikerinnen sind, berief die Projektleitung für das nur wenige Jahre betreffende Thema der «politischen Herausforderungen der Zwischenkriegszeit» den emeritierten Professor und profunden Kenner der Schweizer Geschichte des 20. Jahrhunderts Georg Kreis. Es ist denn auch – wie eingangs geschildert – das in der Öffentlichkeit exponierteste Stück burgerlicher Vergangenheit. Kreis rekapituliert zunächst die Befunde über das Verhältnis der Burgergemeinde resp. einzelner ihrer Exponenten zu rechtsextremen Bewegungen der 1930er-Jahre, stellt sodann die infrage kommenden «rechtskonservativen bis frontistischen» Organisationen (S. 726) kurz vor und bezieht auch die bürgerlichen Traditionsparteien (Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, Freisinnig-demokratische Partei, Katholisch-konservative Partei) sowie die Neue Helvetische Gesellschaft mit ein, die teilweise «ebenfalls eine gewisse Nähe zu den Fronten» hatten (S. 738). Die abschliessende «historische Einordnung» bleibt einigermassen vage. Was Georg Kreis über das Abklingen der frontistischen Sympathien der Burger nach dem «Anschluss» von Österreich 1938 sagt, gilt eigentlich für die ganze Thematik: «Belegen lässt sich das bei der gegebenen Quellenlage nicht, hingegen können wir das angesichts der allgemeinen Entwicklung vermuten.» (S. 756) Statt Belegen also Vermutungen, dass die Mitglieder der Burgergemeinde sich in den 1930er-Jahren nicht «in ausserordentlichem Mass» im Frontismus engagiert hatten und dass

in den 1960er-Jahren das burgerliche Desinteresse für eine problematische Vergangenheit der «damals gängigen Haltung» entsprach (S. 763).

Einen besonderen Effort leisten Birgit Stalder und Martin Stuber im letzten Kapitel VII, wo sie die Burgergemeinde Bern in den schweizerischen Kontext stellen und sie mit andern Bürgergemeinden, Ortsgemeinden und Korporationen der Schweiz vergleichen. Die historische Einordnung in diese vielfältige, unterschiedlich gut aufgearbeitete Landschaft ergibt vielerlei Parallelen und Unterschiede bezüglich Bürgerrecht, Kollektivressourcen, Kulturförderung, Sozialhilfe und Habitus. Der Abschnitt bietet gleichzeitig eine pointierte Zusammenfassung der wichtigsten Aussagen zur Burgergemeinde Bern aus den vorangehenden Kapiteln.

Die Autorinnen und Autoren ergänzen die reichhaltige, aber disparate bestehende Forschungsliteratur (die Bibliografie umfasst über 850 Titel) mit gezielten Tiefenbohrungen in die umfangreichen Quellenbestände, wobei das Archiv der Burgergemeinde, das sich in der Burgerbibliothek befindet, im Zentrum steht. Ferner wurden eigens für dieses Projekt aufwändige Datenerhebungen durchgeführt und dazu am Historischen Institut der Universität Bern Masterarbeiten verfasst, auf deren Basis Lukas Künzler, Beat Hatz, Fabian Moser, Beda Lötscher, Emanuel Antener und Sarah Baumgartner je einen der eingestreuten Kasten beigesteuert haben.

Die Illustrierung der beiden Bände besticht nicht durch Hochglanzabbildungen, sondern durch die Vielfalt der über 300 dynamisch angeordneten historischen und aktuellen Dokumente im Format von der Visitenkarte bis zur ganzen Seite und in Schwarz-Weiss und Farbe. Mit etwas Mehraufwand hätten im Personenregister die Lebensdaten der erfassten Personen vervollständigt werden können; auch wäre angesichts des Handbuchcharakters des Werks ein Sachregister angemessen gewesen. Pointiert, aber politisch unkorrekt ist der Haupttitel, in welchem Frauen nur mitgemeint sind; oder sollte etwa damit die bis in die jüngste Zeit bestehende Unterordnung der Frau angedeutet werden? Und was assoziiert eigentlich das kaufmännische Et-Zeichen?

Die Thesen von Katrin Rieder werden verschiedentlich aufgegriffen. Häufig wird ihre Dissertation affirmativ als Referenz nachgewiesen. Ein direkterer Bezug besteht neben dem sechsten Kapitel im Kapitel III, wo Martin Stuber die Frage nach der Macht der Burgergemeinde differenziert beantwortet: «Bis heute besitzt die Burgerschaft durch ihren Grundbesitz die Möglichkeit, ihre städtebaulichen Vorstellungen gegen die Mehrheit des Stimmvolks durchzusetzen. Dies allerdings nur bis zu einem gewissen Grad, was die Burgergemeinde im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts in verlorenen Abstimmungen erfahren musste.» (S. 476). Insgesamt geht das Buch weit über eine Widerlegung Rieders hinaus und war auch explizit nicht als solche intendiert (S. 21/29). Mit diesem Projekt hat sich die Burgergemeinde Bern eine breit angelegte, gut lesbare Ge-

samtdarstellung ihrer Geschichte und der Entwicklung der Burgerschaft Berns im 19. und 20. Jahrhundert geschaffen, die nicht nur ihr als selbsternannter Hüterin bernischer Tradition in allen Fragen zu ihrem Selbstbild eine aktuelle, wissenschaftlich fundierte Antwort gibt, sondern die auch für eine erweiterte, historisch interessierte Öffentlichkeit das unverzichtbare Pendant zur Geschichte der Einwohnergemeinde bildet. Erst in diesem Verbund von Standardwerken ist die Stadtgeschichte Berns komplett.

Emil Erne, Bern

1 Barth, Robert; Erne, Emil; Lüthi, Christian (Hrsg.): Bern – die Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert. Stadtentwicklung, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Kultur. Bern: Stämpfli 2003.

2 Rieder, Katrin: Netzwerke des Konservatismus. Berner Burgergemeinde und Patriziat im 19. und 20. Jahrhundert. Zürich: Chronos 2008.

Tschui, Susanna: Der Stadt zur Zierde, dem Publico zur Freude. Theater in Bern im 18. und 19. Jahrhundert.

Hannover: Wehrhahn 2014. 341 S.

Mit ihrer Dissertation am Institut für Theaterwissenschaft der Universität Bern möchte Tschui eine «Forschungslücke in der Schweizer Theaterhistoriographie» (S. 13) schliessen helfen. Kernfrage bilden die «Theaterpraktiken in ihrer Wechselwirkung mit politischen und gesellschaftlichen Beziehungen» (S. 13) in der Stadtrepublik Bern. Die Verfasserin geht von zwei Grundtypen, dem Kunst- und dem Lebenstheater, aus. Ersteres umfasse «Theater als Kunstinstitution beziehungsweise jene Schauereignisse, die sich aus dem Lebensprozess gelöst haben und ‹eine eigenständige Enklave› mit hohem Anteil an Schein und Illusion bilden. Letzteres bezeichnet Formen der Zurschaustellung in der Alltagsrealität wie auffällige Selbstdarstellungen, Prozessionen, Machtdemonstrationen bei Ratseinsetzungen oder Fürsteneinzüge» (S. 19). Die vier Kapitel der Dissertation behandeln je eine Theaterform, «die den Untersuchungszeitraum in besonderem Masse prägte: Reisende Theatergesellschaften, Liebhabertheater, Schauereignisse des Äusseren Stands sowie historische Festzüge und Festspiele» (S. 15).

Eine besondere Schwierigkeit erwuchs der Autorin aus der Tatsache, dass der Recherchebegriff «Theater» archivalisch wenig zutage brachte. Stattdessen musste sie verschiedenste Dokumente nach Hinweisen auf Theater beider Grundtypen durchforsten: «Amtliche Akten, nichtstaatliche Akten, Selbstzeugnisse, chronikalische und publizistische Quellen sowie Bilder» (S. 23). Allein dies ist ein Indiz für den Stellenwert des Theaters in der Stadt Bern.

Bereits das erste Kapitel und seine Untertitel (*Schauspiel als Gewerbe, Geduldet bis gefördert, Verfemt und bewundert*) machen deutlich, dass Bern die an protestantischen Orten traditionelle, zurückhaltende Haltung gegenüber dem Theater einnahm. Die Stadtobrigkeit akzeptierte das Theater allenfalls im Sinne von «Brot und Spielen» für die Bevölkerung oder, in den Worten Tschuis: Im Vordergrund «stand die praktische Funktion des Theaters als Ort des kontrollierten Vergnügens und der Ablehnung (…). Das aufklärerische Ideal vom Theater als ‹Schule der Sitten› und ‹moralische Bildungsanstalt› floss nur am Rande in den Diskurs ein» (S. 63).

Bernspezifisch nennt Tschui die Diskussionen im Bern des 18. Jahrhunderts, ob deutsch- oder französischsprachigen Theatertruppen der Vorzug zu geben sei (S. 64). Dem ist entgegenzuhalten, dass Französisch Kultur- und Wissenschaftssprache schlechthin war. (In Solothurn als «Ville des ambassadeurs» kämen Theaterforschungen wahrscheinlich zu ähnlichen Ergebnissen.) Interessant ist jedoch, dass die Frage «Deutsch oder Französisch» mindestens ansatzweise Diskussionen über Ästhetik auslöste (S. 66). Insgesamt zeigt Tschuis Dissertation nämlich, dass die literarische und ästhetische Qualität der Stücke eine Nebensache im Alten Bern war. Trotzdem war auch die «Frage nach französischem oder deutschem Theater (…) weniger eine ästhetisch-künstlerische als vielmehr eine eminent politische» (S. 68).

Kapitel 2 führt mitten in die Salons aufgeklärter Berner Patrizierfamilien hinein, die nach «anständiger» Unterhaltung und Bildung suchten. Tschui zeigt, wie die verschiedenen Gesellschaften, typische Phänomene des sogenannten geselligen 18. Jahrhunderts, fruchtbar aufeinander einwirkten und auch das Theater förderten: Café littéraire, Helvetische Gesellschaft, Société morale, Oekonomische Gesellschaft und Grande Société. Besonderen Raum nimmt das *Hôtel de musique* ein, das 1770 trotz Verbot der Stadt mit Theaterbühne gebaut wurde. Das *Hôtel de musique* steht somit exemplarisch für «politische Aushandlungsprozesse, Interessenkonflikte und Machtansprüche innerhalb der bernischen Führungsschicht» (S. 152) sowie für «sich formierende (…) Öffentlichkeit (…), in der Fragen nach Standesprivilegien, Freiheit des Einzelnen und politischer Teilhabe im Brennpunkt der gesellschaftlichen Diskussion standen.» (S. 157).

Das 3., reich bebilderte Kapitel über die Zeremonien des Äusseren Standes verbindet historisches Quellenstudium mit Volkskunde und Kunstgeschichte. Besondere Aufmerksamkeit widmet Tschui dem Ostermontagsumzug, an dem der Äussere Stand als Jugendgesellschaft und «Sprungbrett für die Aufnahme in den erlauchten Kreis der Regierungsmitglieder» «gesellschaftliche Sitten und Gepflogenheiten» (S. 206) aufs Korn nehmen durfte. Gleichzeitig ersetzte dieser Umzug die Fasnachtsfeiern, die im reformierten Bern verschwunden waren.

Das 4. Kapitel weitet den Blick zunächst auf die gesamte Schweiz aus (Unterkapitel *Nationale Identität und Festkultur*, S. 222–241). Dies sprengt zwar den geografischen Rahmen der Dissertation, ist aber notwendig, da die Besonderheit Berns nur im weiteren Vergleich herausgearbeitet werden kann. Gerade der Äussere Stand zeigt, dass dessen Schauereignisse «exzeptionell in der schweizerischen, ja sogar in der europäischen Theaterlandschaft» dastehen (S. 297).

Tschuis Arbeit ist geprägt von wissenschaftlicher Sorgfalt, aber auch von sprachlicher Eleganz; zu bedauern ist, dass sie den literarischen Aspekt ausser Acht lässt. Immerhin behandelt das 2. Kapitel auch den «Kunstanspruch» (S. 132). Was aber die Theaterliebhaber im 18. und 19. Jahrhundert als Kunst betrachteten und weshalb, bleibt letztlich offen. Dabei wurde die «deklamatorische Klasse», wie Tschui festhält, 1816 als Zweig der Literarischen Gesellschaft gegründet. 1817 führte jene Szenen aus Schillers «Wallensteins Lager» und «Wilhelm Tell» auf. Hier stellt sich z.B. die Frage, ob ästhetische oder eher patriotische Gefühle für die Stückwahl verantwortlich waren. Demgegenüber ist einzuwenden, dass die Berner selbst diese Frage vernachlässigten und Quellenaussagen dazu sehr spärlich sein dürften. Ausserdem kündet Tschui niemals einen literaturwissenschaftlichen Fokus an, sondern arbeitet strikt aus historischer Perspektive. Insofern lässt sie Raum für weitere Studien in den literarischen Disziplinen.

Marianne Derron, Hauterive NE

Vischer, Daniel L.: Schiffe, Flösse und Schwemmholz. Unterwegs auf Schweizer Gewässern. Eine Technikgeschichte.
Baden: Hier und Jetzt 2015. 352 S.

Daniel L. Vischer, emeritierter Professor für Wasserbau an der ETH Zürich, veröffentlichte 2015 ein reich illustriertes Buch zur Geschichte der schweizerischen Wasserfahrzeuge und Wasserstrassen. Dabei geht er sehr umfassend auf die Thematik ein: Er befasst sich mit den Fluss- und Seeschiffen, mit eher standortgebundenen Einrichtungen wie Fähren, Schiffmühlen, Waschschiffen und Schwimmbaggern sowie mit der Flösserei und mit dem Schwemmen von losem Holz. Kurz streift er auch den Kanalbau und verschiedene weitere Gewässerkorrekturen, meist im Zusammenhang mit der Schifffahrt. Vischer betrieb für diese Publikation zwar nicht selber ein systematisches Quellenstudium, aber er fasst in verdankenswerter Weise die schon vorhandene, jedoch weit verstreute und nicht immer leicht greifbare Literatur zusammen. Damit bietet das Buch, das den Zeitraum von den prähistorischen Einbäumen bis zu den Anfängen des Dampfschiffzeitalters im 19. Jahrhundert umfasst, einen detailreichen Einstieg in die Thematik.

Der Autor fokussiert in erster Linie auf die Technikgeschichte: Er beschreibt die verschiedenen Schiffstypen, welche über die Jahrhunderte hinweg auf den Seen und Flüssen in Gebrauch waren, ihre Konstruktion, wozu und wie sie verwendet wurden und in welchen Regionen sie verbreitet waren. In schriftlichen Quellen ist allerdings wenig zur Konstruktion oder Ausstattung von Wasserfahrzeugen zu finden – wenn über Schiffe geschrieben wurde, dann drehten sich die Texte eher um juristische Inhalte oder um die Waren, die transportiert wurden. Deshalb bezieht sich Vischer häufig auch auf Bildquellen, die er ebenso kritisch betrachtet wie Textquellen.

Vischer hat die Gabe, technische Konstruktionen anschaulich und auch für Laien verständlich zu schildern. Hilfreich sind dabei die zahlreichen Abbildungen. Zudem blickt der Autor immer wieder über den Rand der reinen Technikgeschichte hinaus und bettet sie in wirtschaftliche und politische Entwicklungen ein. Manchmal behandelt er auch rechtliche Aspekte wie zum Beispiel die Konflikte um die Treidelwege. Ausgesprochen unterhaltsam zu lesen sind die zahlreichen Anekdoten, die Vischer erzählt. So erfahren die Leserinnen und Leser beispielsweise von zwei Schifffahrten nach Strassburg, welche die Zürcher in den Jahren 1456 und 1576 unternahmen. Dabei führten sie frisch gekochten Hirsebrei mit sich, und sie brachten die immerhin 235 Kilometer lange Flussfahrt so schnell hinter sich, dass der Hirsebrei bei der Ankunft noch warm war.

Leserinnen und Leser, die sich in erster Linie für den bernischen Kontext interessieren, sind beim Betrachten des Inhaltsverzeichnisses, das etwas ostschweizlastig wirkt, vielleicht etwas enttäuscht. Das Lesen des Buchs korrigiert diesen ersten Eindruck allerdings rasch. Beispielsweise tauchen im Inhaltsverzeichnis nur die Kriegsschiffe auf dem Zürichsee auf, im Kapitel «Galeeren» handelt Vischer jedoch genau so ausführlich die bernische Kriegsflotte auf dem Genfersee ab. Auch sonst kommen der Staat Bern und spezifisch bernische Aspekte der Schifffahrt und des Wasserbaus nicht zu kurz. Zum Beispiel widmet sich ein ganzes Kapitel dem Schwallbetrieb auf der Aare, der die Schifffahrt von Thun nach Bern auch in Niedrigwasserzeiten ermöglichte. Auch der Kanalbau im 17. Jahrhundert, der ebenfalls ein eigenes Kapitel einnimmt, betraf in erster Linie das Gebiet des Staates Bern.

Daneben finden sich diverse Unterkapitel zu bernspezifischen Inhalten: beispielsweise zum Transport von Bausteinen für die Errichtung der mittelalterlichen Untertorbrücke in der Stadt Bern, zur Erstellung der Grossen Aareschwelle auf dem Bödeli um 1430 oder zur Mechanisierung der Aushubarbeiten mit Schwimmbaggern im Rahmen der Juragewässerkorrektion ab etwa 1870. In einigen Kapiteln stellt Vischer ähnliche technische Entwicklungen in verschiedenen Regionen vergleichend dar, so beispielsweise die Anfänge der Dampfschifffahrt auf den Schweizer Seen oder die

Trajektschifffahrt auf dem Boden- und dem Zürichsee sowie auf dem Thunersee. Auf jeden Fall lohnt es sich auch für Berner Lokalhistorikerinnen und -historiker, mehr als nur einen schnellen Blick in dieses Buch zu werfen!

Anna Bähler, Bern